

Prof. Dr. Alfred Toth

Historische Rekonstruktion und interne Kombination vom semiotischen Standpunkt aus betrachtet

1. Die große Ähnlichkeit des franz. Wortes *dormir* /dormi:r/ „schlafen“ und des ital. Wortes /dormi:re/ „id.“ gestattet es, als beiden zugrunde liegende „abstrakte“ Form entweder *DORMIR* oder *DORMIRE* zu rekonstruieren. Nun lautet aber das lautlich korrespondierende Verb für „schlafen“ im Rätoromanischen auch /durmi(r)/, deshalb könnte man als dritte Form *DURMIRE* rekonstruieren. Welche Form ist die richtige? Im Surmiran findet man sogar noch /durméjr/ und /durmékr/, so daß sich als weitere Rekonstrukte *DURMEIR* und *DURMEKR* ergeben. Die Beobachtung allerdings, daß dem Diphthong *-ej-* im einen Teil Mittelbündens regelmäßig der „verhärtete Diphthong“ *-ek-* entspricht, während eine Verhärtung sonst in keiner Sprache, die ähnliche Wörter für „schlafen“ hat, auftaucht, läßt vermuten, daß es hier um eine innersprachliche Entwicklung eines Teils des Surmirans handelt und also nicht rekonstruiert werden sollte. Dasselbe gilt wohl für den Diphthong selbst, der in den anderen (rätor.) Dialekten Graubündens fehlt. Bleiben also immer noch die drei möglichen Rekonstrukte *DORMIR*, *DORMIRE* und *DURMIR*. Hätten wir jedoch nicht das Lateinische, die Sprache, die wir eigentlich rekonstruieren wollen und wüßten wir nicht, daß das entsprechende Verb für „schlafen“ *DORMIRE* hieß, wir hätten keine Möglichkeit, uns zu entscheiden, welche der drei rekonstruierten Formen richtig ist.

2. Das ist alles andere als so trivial, wie es klingt. Denn z.B. haben ital. *legge* und franz. *loi*, die beide „Gesetz“ bedeuten, nur ein Phonem gemeinsam, wie sollte man da überhaupt auf die Idee kommen, eine „gemeinsame“ abstrakte Form zu rekonstruieren, aus der sich die beiden Formen mit der Zeit entwickelten? Oder beim Typus ital. *domani*, franz. *demain*, aber sardisch *kras*? Wüßten wir nicht, daß *cras* ein lat. Wort ist, wir müßten aufgrund der rom. Lautentwicklung wohl Synkope annahmen (vgl. lat. *cerebrum* > buch. *krible*). Nun haben wir aber die Muttersprache, und durch Vergleich der lautlich abweichenden Formen der Tochtersprachen brauchen wir die

„Ursprache“ gar nicht zu rekonstruieren, sondern können uns darauf beschränken, die „Lautgesetze“ herauszudestillieren, welche, ausgehend vom Latein, die abweichenden Formen des Ital., Franz., Rätor. bis hinüber zum Rum. hervorbringen ließen.

3. In der vergleichende indogermanischen Sprachwissenschaft aber, die als maßgeblich für historische Sprachforschung für alle Sprachen der Welt gilt, ist die Ursprache gar nicht vorhanden, d.h. wir müssen dort nicht nur die Lautgesetze, welche so verschiedene Sprachen wie das Lateinische, Griechische, Altindische, Keltische, Albanische oder Altbulgarische hervorgebracht haben, sondern gleich auch noch die Basis aller dieser sowie der übrigen sogenannten indogermanischen Sprachen rekonstruieren. Im Grunde aber ist das prinzipiell unmöglich, denn die Rekonstruktion von Transformationsregeln zwischen zwei Systemzuständen A und B setzt eben die beiden Systemzustände A und B voraus. Ist entweder A oder B unbekannt, sind automatisch auch die Transformationsregeln unbekannt. Diese einfache Überlegung, denkt man, müßte eigentlich die Existenz solcher „Wissenschaften“ wie der Indogermanistik verunmöglichen, da sie sich genau aus diesem Grund als Pseudowissenschaften herausstellen. Tatsache ist aber, daß sie trotzdem bestehen und daß sie ferner leider sogar für Sprachen angewandt werden, die nicht über ein ablautgebundenes Flexionssystem verfügen, wie etwa auf die agglutinierenden finnisch-ugrischen Sprachen. Humboldt wollte diese Methode sogar auf die polynesischen Sprachen (die ja isolierend sind, also weder Flexion, noch Ablaut, noch Agglutination, aber auch keine Polysynthese und keine Tonalität kennen) anwenden. Daß er seine Methode auch auf die semitischen Sprachen anwandte, ist hingegen nachvollziehbar, denn sie besitzen die gleiche Grundstruktur wie die indogermanischen Sprachen.

4. Stellen wir uns nun aber vor, wir finden eine Inschrift mit einer Sprache vor, die über keine Worttrennung verfügt. Dasselbe dannet waso aus. Wüßten wir nicht über das Deutsche Bescheid, könnte man z.B. in dem soeben hingetippten Syntagma ein „daß“ , eine „Anne“ und ein „net“ (schwäbisch für „nicht“) herauslesen. Daß das kompletter Unsinn ist, wissen wir nur, weil wir Deutsch können. Stellen wir uns aber vor, von der deutschen Sprache würden einst nur einige solcher kurzer, zusammengeschriebener Inschriften

überleben. Woher nehmen wir dann nur die Kenntnis der Morphemgrenzen? Was zeigt uns, daß man „das / sieht“ und nicht „dass ieht“ abzutrennen hat? Nach verwandten Sprachen zu suchen ist natürlich ebenfalls Nonsens, denn wir wissen ja nicht einmal, mit welcher Sprache wir es mit unserer Inschrift zu tun haben, geschweige denn, zu welcher Sprachfamilie ihre Sprache gehört. Die Vertreter der historischen Sprachwissenschaft haben hier natürlich die bereits als unwissenschaftlich herausgestellte rekonstruktive Methode benutzt und auf diese Weise etwa in neuerer Zeit das Hethitische und die beiden tocharischen Sprachen oder Dialekte „entziffert“. In diesen Fällen konnten sie sich aber immerhin noch auf größere Textcorpora stützen. Was, wenn die Texte, die wir haben, gerade eine kleine Menge kurzer Inschriften sind? Für solche Fälle ist man daher auf die „glänzende“ Idee gekommen, statt der rekonstruktiven Methode die „Methode der internen Kombination“ anzuwenden. Vorab: sie hat einen völlig falschen Namen, denn mit Kombinatorik im Sinne der Mathematik hat sie überhaupt nichts zu tun. Vielmehr versteckt sich hier dieser neuen Bezeichnung die ewig-gleiche und inzwischen sattsam bekannte rekonstruktive Methode: Man zieht andere kurze Inschriften, die man deuten konnte heran und geht stillschweigend davon aus, daß mutmaßlich gleiche Textsorten eine ebenfalls mutmaßliche gleiche formale Sprache nach sich ziehen. Im Grunde genügt zur „Widerlegung“ dieser „Methode“ in unserer Zeit ein einfacher Vergleich zwischen deutschen, französischen und italienischen Todesanzeigen. Sogar innerhalb des deutschen Sprachgebietes werden z.B. österreichische, deutsche und schweizerische Todesanzeigen jeweils ganz anders formuliert. Die Textsorte der „Danksagung“, die in der Schweiz häufig separat nach Veröffentlichung der Todesanzeige veröffentlicht wird, fehlt z.B. im ebenfalls germanischen Sprachgebiet der USA völlig. Wer schließlich je eine ungarische und eine schweizerische Todesanzeige miteinander verglichen hat, weiß, daß sie außer der reinen Todesmeldung einer Person nichts miteinander gemein haben. Es ist somit falsch, davon auszugehen, daß gleiche Textsorten (z.B. Grabinschriften) auch jeweils ähnliche Formulierungen verwenden. Dies ist, wie die Beispiele aus neuerer Zeit belegen, nicht einmal dann der Fall, wenn die Sprachen, in welchen die Inschriften (oder eben Anzeigen) formuliert werden, miteinander tatsächlich verwandt sind.

5. Semiotisch betrachtet leiden alle erwähnten pseudowissenschaftlichen Scheinmethoden an ein und derselben Krankheit: sie versuchen anhand von ungenügender Ausgangsbasis einen früheren Zustand zu rekonstruieren. Es handelt sich hier um ein typisch positivistisches, unwissenschaftliches Verfahren, und es ist natürlich kein Zufall, daß die Erfinder der Lautgesetze, die sog. Junggrammatiker, gerade in die hohe Zeit des Positivismus des 19. Jahrhunderts fielen. Obwohl die Einführung des Zeichens prinzipiell als eine Funktion der Zeit gesehen werden kann, kann das Zeichen, wie Peirce gezeigt hat, unabhängig vom Zeitparameter formuliert werden, als triadische Relation über einem Mittel-, einem Objekt- und einem Interpretantenbezug. Damit ist gesagt, daß wir nur über eine einzige Möglichkeit der Entzifferung und/oder Deutung unserer Inschrift verfügen, und das bedeutet, daß wir versuchen müssen, aus ihrem Mittelbezug, also z.B. unserem obigen Syntagma, den Objektbezug herzustellen, d.h. letztlich den Interpretanten zu rekonstruieren, um damit das ganze Zeichen überhaupt verstehen zu können. Praktisch kann das nur mit einem SYNCHRONEN Sprachvergleich geschehen – denn die diachronen Versuche mußten wir ja allesamt ausscheiden, auch die sog. Methode der internen Kombination, welche nur eine Verkleidung der rekonstruktiven Methode darstellt. Vergleichen wir z.B. unser Syntagma mit der französischen und italienischen Sprache, so wissen wir, daß sie einfach ausscheiden müssen, d.h. daß die Sprache unserer Inschrift nicht eine dieser Sprachen sein kann. Im Falle einer echten unbekanntens Inschrift hat man dann ganze Sprachfamilien zur Verfügung, die als Kandidaten natürlich a priori alle für unsere unbekanntens Sprache in Frage kommen. Denn es gibt überall Überraschungen: das Etruskische inmitten des Lateins, das Baskische auf der iberischen Halbinsel, das Ungarische umgeben von mehreren slawischen und einer deutschen Sprache, das Finnische in sonst germanischem Sprachgebiet. Rein theoretisch kann unsere Inschrift also den letzten Rest einer untergegangenen Sprache sein – zumal dann, wenn alle Vergleiche mit den geographisch am nächsten liegenden Sprachen fehlgeschlagen sind. Es sei aber nochmals betont, daß der hier als Lösung vorgeschlagene synchrone Sprachvergleich nichts, aber auch gar nichts mit dem Sprachvergleich der historischen Rekonstruktion zu tun hat, denn wir suchen nicht nach einer Ursprache, wir rekonstruieren nicht – wir deuten bloß, d.h.

wir versuchen, die obsolet gewordenen Objektbezüge einer uns vorerst unbekanntem Sprache wiederherzustellen. Dabei kann man sehr schnell von echten kombinatorischen Anfangsbeobachtungen weiter voranschreiten. Z.B. kann man Konsonantennexen betrachten, oder es fällt einem die große oder kleine Menge von Vokalen, gemessen an derjenigen der Konsonanten, auf. Z.B. gibt es in Europa nur eine einzige Sprache, welche Initialnexen der Form ng + Lateral/Vibrant (ngl-, ngr-) besitzt, nämlich das Grödnerische, und es gibt keine (europäischen) Sprachen, welche die Nexen *dlpm oder *vshd besitzen. Treten also solche auf, liegt mit sehr hoher Wahrscheinlichkeit eine Morphemgrenze in ihnen. Für diese hier rein theoretischen (und frei erfundenen) Beispiele gibt es jedoch ein Realbeispiel, das tatsächlich funktioniert hat: Professor Linus Brunners Deutung der rätischen Inschriften des Kantons Graubünden und Tirols mit Hilfe synchroner Vergleiche mit den semitischen, v.a. ostsemitischen Sprachen.

20.7.2011